

Verkanntes Genie

Der Allroundkünstler Jo Fabian ist Choreograf, Regisseur, Autor, Bühnenbildner, Video- und Lichtdesigner. In Cottbus hat er sich jüngst zum ersten Mal als Opernregisseur empfohlen.

HARTMUT REGITZ

1 | Debra Stanley (Madeline) und Thomas Pöschel (Diener) in Jo Fabians erster Operninszenierung: „Der Fall des Hauses Usher“ am Staatstheater Cottbus.

Es hat Zeiten gegeben, da war Jo Fabian einfach Kult. Aber wie so oft, wenn sich ein Künstler nicht an den Kommerz verkauft, zumindest aber nicht die Kritiker-Erwartungen bedient, wird er für ein vermeintliches „Fehlverhalten“ abgestraft. Noch schlimmer, wenn er als Konsequenz des öffentlichen Liebeszugs nicht mehr die finanzielle Förderung erfährt, ohne die seine Kunst nicht existieren kann – was im speziellen Falle besonders prekär ist, weil dem Tanz wie dem Theater (und neuerdings auch der Oper) damit ein ganz und gar eigenes Talent verloren geht, von dem man sich eigentlich weitere Anregungen erhofft. „Irgendeinen Grund muss es geben“, so mutmaßte Evelyn Finger schon

vor Jahren in der ZEIT, „dass eine großflächige Verehrung seiner phantastischen Inszenierungen bislang ausgeblieben ist: Seit den achtziger Jahren choreografiert der aus Ostberlin stammende Dramatiker ein vielsagendes Bildertheater, meist mit Gesang und politischer Botschaft; aber immer beschleicht einen bei den Premieren das Gefühl, etwas Unerhörtem beizuwohnen.“

Sie hätte auch sagen können: etwas nie zuvor Gesehenem. Egal, ob es sich um ein Stillleben wie „Polka Dot“ handelt, das vor ein paar Jahren auf einer existenzbedrohten Bühne in Berlin-Mitte zu sehen war, oder um den „Drachen“ von Jewgeni Schwarz, den Jo Fabian abseits vom Dickicht der Städte in Konstanz, im ältesten, dauerhaft bespielten Theater Deutschlands zeigte: Immer hat man den Eindruck, für einen Abend den Blick in eine Welt zu erhaschen, die im ersten Moment so ganz anders erscheint als unsere und dennoch unsere Wirklichkeit bespiegelt.

Inzwischen ist der Allroundkünstler (oder sollte man nicht besser sagen:

das Gesamtkunstwerk) Jo Fabian auch wieder an anderen, wenn auch nicht unbedingt großen Bühnen ganz gegenwärtig. Am **Jungen Theater Halle** hat er Anfang der Spielzeit „Die Weber“ inszeniert (und lässt dort in der kommenden einen „Galilei“ folgen). Im **Theater a.d. Ruhr** ist unter dem Titel „Es brennt“ eine „Raumverschiebung“ (frei nach Motiven aus „Mario und der Zauberer“ von Thomas Mann, siehe auch www.die-deutsche-buehne.de/Kurz-kritiken/Schauspiel) zu sehen, und das ist bloß der Anfang einer Kooperation, die in der nächsten Saison ihre Fortsetzung findet. Zu guter Letzt beschäftigte sich Fabian am **Theater Magdeburg** mit dem „Guericke-Labyrinth“ als erster Teil einer „Magdeburger Trilogie“, die ebenfalls ihrer Vollendung harret.

In der Zusammenschau erscheinen seine Inszenierungen wie ein einziges *Work in progress*, das immer wieder dieselben Bild- und Bewegungselemente variiert. Und doch steht jedes Werk für sich, auch wenn am Ende der „Weber“ die Welt in Flammen steht



Foto: Marlies Kross

und der „Werwolf“ die Zeichen der Zeit erahnt. Am Vorabend der französischen Revolution erscheint jedenfalls die ganze Gesellschaft in Wolfsgestalt und haut so aufbegehrend auf die bereitgestellten Ölfässer ein, bis dem Publikum die Trommelfelle platzen.

Der „Werwolf“, das ist in der gleichnamigen Novelle von Alexandre Dumas d. Ä. ein Holzschuhmacher, der mit seinem Schicksal hadert. „Was nützt mir denn die beste Ausbildung“, so fragt er sich immer wieder, „was mein gutes Aussehen und meine vielfältigen Fähigkeiten in diesen Zeiten, da die Gesellschaft niemanden die Möglichkeit bietet, sich über den Stand, in den er hinein geboren wurde, zu erheben.“ Er fragt sich das umso mehr, als ihn der Baron Jean de Vez wiederholt erniedrigt, obwohl er ihm in jeder Hinsicht überlegen ist. Was Wunder, dass er wenig später die helfende Hand des Teufels ergreift, mit ihm einen Pakt schließt und von nun an seinem Widersacher alles Unglück an den Hals wünschen kann. Daraus irgendeinen Nutzen zu ziehen, ist seine Sache. Dass er sich dabei mehr und mehr in einen Wolf verwandelt, eine andere.

Jo Fabian inszeniert die Dumas-Dramatisierung **„Werwolf“ am Theater Junge Generation Dresden** so bildhaft und bewegt, wie man das aus anderen Stücken in Erinnerung hat. Musikalisch grundiert, exponieren sich Thibaut und sein „Gretchen“ auf sandigem Boden im Wiegeschritt und mit einem Gestenkanon, den Fabian als *Katagraphie* bezeichnet – ein szenisches Konstrukt, das angeblich „am Verschwinden von Inhalt und Bedeutung“ arbeitet, aber letztlich mehr erzeugt als nur so etwas wie eine choreografische Aura. Wunderschön anzuschauen, vermittelt beider Gebärdensprache vielmehr etwas von einer Befindlichkeit, für die das Wort bisweilen fehlt. Umso überzeugender, wie Gregor Wolf und Isabella Giebeler ihre Gefühle „überspielen“ und gerade deshalb sichtbar ma-

chen. Wie schon bei „Wendelgard“ in Dresden und den Hallenser „Webern“ gelingt Fabian bei seinem „Werwolf“ das Kunststück, eine Geschichte sehr körperhaft, sehr choreografisch zu erzählen, ohne dass der Inhalt darunter jemals leidet. Schon gar nicht, wenn Fabian nicht ohne Ironie eine Szene wie in einem Film endlos wiederholt, um den Unterdrückungsmechanismus aufzuzeigen.

Auf den ersten Blick ist auch **„Der Fall des Hauses Usher“ am Staatstheater Cottbus** als eine typische Arbeit Fabians erkennbar. Die Augen unter dunklen Brillengläsern verborgen, als Kopfbedeckung den unverzichtbaren Bowler, könnte der Protagonist der Glass-Oper so auch dem Kunst-Kosmos des Berliner Regisseurs, Katagraphen, Bühnenbildners und Lichtdesigners entstammen. Doch ganz folgerichtig deformiert Fabian dessen Körper, je länger sich William im Dunstkreis dieser Geschichte bewegt. Am Ende sieht er, mit Pusteln und Pestbeulen übersät, Roderick zum Verwechseln ähnlich: ein Untoter wie alle.

Das steht zwar so nicht im Text. Auch eine Zigarrenpause hat Fabian für die beiden Freunde hinzuerfunden. Aber alle „Ergänzungen“ fügen sich faszinierend ins Bild, und überaus schlüssig entwickelt sich die Aufführung, die der scheinbaren Statik der Minimal Music entspricht. Natürlich fragt sich der Zuschauer, wie Debra Stanley noch singen kann, wenn ihr der Arzt dabei an Herz und Nieren geht. Aber das tut die vielfach ausgezeichnete Amerikanerin nicht zuletzt am Ende, wenn sich ihrer Kehle dabei ein paar der schönsten, weil verzweifeltsten Soprantöne entringen, während ihr in einem riesigen Reagenzglas das Wasser buchstäblich bis zum Halse steht.

Gesungen wird überhaupt sehr eindrucksvoll, was nicht zuletzt auch daran liegen mag, dass Marc Niemann das *Philharmonische Orchester* auf der

Hinterbühne platziert. Die Musik von Philip Glass hat dadurch etwas von einem Soundtrack, und die Inszenierung könnte deshalb auch als ein imaginärer Film durchgehen, wären da nicht die Sänger: allen voran Heiko Walter, altgedienter Bariton in Cottbus, der William auch stimmlich eine Kontur gibt, die sich zuletzt auflösen scheint. Matthias Bleidorn als Roderick wie Debra Stanley als dessen „sprachlose“, weil lediglich Vokalisieren singende Zwillingsschwester, runden den in jedem Detail überzeugenden Gesamteindruck ebenso ab wie Dirk Kleinke als Arzt und Thomas Pöschel in der Dienerrolle. Fabians Katagraphie aber tut ein Übriges: im scheinbaren Gleichlauf aller Beteiligten schafft er ein Bewegungspotenzial, das der Minimal Music von Philip Glass gerade ideal entspricht – und ihn für weitere Opernaufgaben empfiehlt.



Foto: Klaus Giggä

Jo Fabian, geboren 1960 in Berlin, studierte zunächst Schauspiel, entwickelte bald jedoch eigene Stücke. 1989 Gründung der freien Gruppe *example dept.*, die sich im Berliner *Theater unterm Dach* niederlässt. In seinem *Theater der bewegten Architektur* verschmelzen alle Bühnenmedien. Es folgen Inszenierungen an diversen Stadt- und Staatstheatern. 1999 erhält er den *Deutschen Produzentenpreis für Choreographie*. Das von ihm entwickelte *Alphasystem* ermöglicht die genaue Übertragung von Text in Tanz; sein sogenanntes *katagraphisches Theater* transformiert entsprechend textlichen Inhalt in Tanz.